ASCHBACH

HISTORISCHEN TYPEN

HISTORISCHE TYPEN

UND IHRE

ÜBERTRAGUNGEN IN DER ALTEN GESCHICHTE

EIN VORTRAG

GEHALTEN BEI DER FEIERLICHEN SITZUNG DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

AM XXX. MAI MDCCCLIX

VON

DR. JOS. ASCHBACH,
WIRKLICHEM MITGLIEDE DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

WIEN.
AUS DER K. K. HOF- UND STAATSDRUCKEREI.

IN COMMISSION BEI KARL GEROLD'S SOHN.
MDCCCLIX.

HISTORISCHE TYPEN

UND IHRE

ÜBERTRAGUNGEN IN DER ALTEN GESCHICHTE.

EIN VORTRAG

GEHALTEN BEI DER FEIERLICHEN SITZUNG DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

AM XXX. MAI MDCCCLIX

VON

DR. JOS. ASCHBACH,

WIRKLICHEM MITGLIEDE DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

WIEN

AUS DER K. K. HOF- UND STAATSDRUCKEREI.

IN COMMISSION BEI KARL GEROLD'S SOHN.

MDCCCLIX.

In den mythischen Zeitaltern bedienten sich die Völker in den noch ganz concreten Sprachen der Naturbilder, um das Übersinnliche, den Gedanken auszudrücken. Das Bild, das Symbol, die Figur waren die Mittel sich von dem Sinnlichen zu den Ideen zu erheben. Die Poesie war es, die zuerst solche Gebilde schuf und sie dem Volke geläufig und verständlich machte. Am nächsten lag, durch etwas Lebendiges, namentlich durch eine menschliche Persönlichkeit mit gewissen bestimmten Eigenschaften, den abstracten Gedanken auszudrücken. Von einfachen, verkörperten, individualisirten Ideen schritt man weiter zu zusammengesetzten und allgemeinen. Die mythischen Helden Hercules und Theseus, die fabelhaften Staatengründer Cekrops und Romulus, die der Sage angehörenden Gesetzgeber Lykurgus und Numa, welche in einem Menschenalter die Werke von Jahrhunderten vollbringen, sind Schöpfungen des Volksgedanken: sie sind Symbole

von einem Cyklus von Entwicklungen im Völkerleben, die in Einer Persönlichkeit fixirt werden.

Wir sprechen hier nicht von diesen mythischen Typen aus den vorgeschichtlichen Zeiten. Aber auch in den schon historischen Zeitaltern begegnet man noch Persönlichkeiten und Gestalten von kolossaleren Dimensionen im Charakter, im Handeln und in Eigenthümlichkeiten, als die Wirklichkeit sie darbietet: sie finden sich mit dem ganzen Wesen ihres Volkes selbst in dem Grade verwachsen, dass sie mit seinem Bildungsgange und seiner Denkweise auf das innigste verflochten werden. Sie liefern den Grund und Kern zu gewissen Richtungen in dem individuellen Völkerleben, wiederholen sich daher in manchfaltigen Erscheinungen, ohne dass jedoch der Grundton, wovon die Nachbildung oder die Übertragung entnommen worden ist, verwischt werden konnte. Die Volksdichtung, die Sage, die ausmalende Geschichtschreibung sind hier besonders wichtige Factoren gewesen. Auf diesem Wege aber kamen zahllose Irrthümer, Entstellungen, selbst Fälschungen in die Geschichte.

Bei den Griechen und Römern waren es vornehmlich die Dichter und Redner, die moralisirenden Philosophen und die tendentiösen Schriftsteller, welche selbst in schon ganz geschichtlichen Zeiten

historische Typen schufen, oder die Typen, welche sie bereits vorfanden, weiter ausprägten und von ihnen Übertragungen machten. Dem Missverstand und der Unwissenheit der Menge ist es zuzuschreiben, dass derartige Potenzirungen und Schöpfungen oder willkürliche und theilweise verkehrte Zusammenstellungen in der Geschichte nach und nach als historische Wahrheiten allgemein angenommen und geglaubt wurden. Der historischen Kritik und der gründlicheren Wissenschaft der neueren Zeit war es vorbehalten, solche historische Typen oder Figuren in ihrer Entstehung und Ausbildung, in ihrer Bedeutung und Übertragung nachzuweisen und dadurch mit grösserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit darzulegen, was in denselben geschichtlichen Werth hat, was als dichterische, sagenhafte, ausschmückende Beigabe aufzufassen ist.

Schon der grosse Denker Aristoteles bespricht in seiner Poetik die historischen Typen und die Art ihrer Übertragung durch die Dichter; ganz treffend bemerkt er, dass historische Individualitäten dem Dichter allgemeine Charaktere werden, die ihm zur Unterlage seiner Schöpfungen, namentlich in der epischen und dramatischen Poesie, dienen.

Aber auch die philosophischen Schriftsteller des classischen Alterthums, welche das Allgemeine

im Besonderen nachzuweisen oder wenigstens an letzteres anzuknüpfen suchten, stützten sich nicht selten bei ihren Aussprüchen auf die Geschichte und idealisirten die historischen Persönlichkeiten nach verschiedenen Richtungen. Noch mehr aber trübten die Redner, sowohl die des Lebens, wie die der Schule, welche häufig ihre Argumente aus der Geschichte entlehnten, die Vergangenheit mit falschen Farben und entstellten sie durch gezwungene Vergleichungen und trugvolle Zusammenstellungen. Grosse Auctoritäten, wie selbst Cicero, behaupteten, dass ergreifende Scenen und Katastrophen in der Geschichte rhetorisch auszuschmücken, frappante Züge zu sammeln, effectvolle Situationen lebhaft zu schildern und damit moralische Tendenzen zu verbinden, vorzugsweise die Zwecke seien, die der Geschichtschreiber vor Augen haben müsse.

So musste natürlich nach und nach an die Stelle des Ursprünglichen, Echten, Wirklichen ein Geschaffenes, ein Geborgtes, ein Trügerisches in die Geschichte unterschoben werden und in solcher Weise entstanden historische Figuren oder Typen, theils zum Muster, theils zur Abschreckung, die zwar einen geschichtlichen Kern enthalten, aber nicht die wahre Geschichte abspiegeln.

Die Griechen, welche vor allen andern Nationen der alten Welt als das begabteste und intelligenteste Volk bezeichnet werden müssen, haben in Bezug auf Geschichtschreibung ohne Widerstreit das Vollendetste geleistet; dessenungeachtet kommen gerade bei ihnen mehr als bei irgend einem andern Volke die historischen Typen und ihre Übertragungen vor. Den Griechen zunächst stehen in dieser Beziehung die Römer. Aber auch bei den orientalischen Völkern, ja selbst bei sämmtlichen neueren europäischen Nationen fehlt es nicht an dieser Erscheinung in ihrer Geschichte.

Es würde in der That wenig Kritik und noch weniger Erfahrung in der Geschichte beweisen, wollte man von zwei Begebenheiten gleichartiger Physiognomie und ähnlichen Zusammenhanges, welche zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten vorgefallen, die eine leugnen. Unter gleichen Umständen und Verhältnissen können sehr wohl gleiche oder ähnliche Erscheinungen zu verschiedenen Zeiten vorkommen. Sie müssen aber als natürliche Ergebnisse aus der Lage der Dinge sich darstellen, und nicht als künstlich gemacht oder mit Fremdartigem und Widerspruchsvollem vermischt sich darbieten. Die beiden Decier, Vater und Sohn, haben in verschiedenen Kriegen unter gleichen Umständen in ihrer

patriotischen Gesinnung und nach dem römischen Volksglauben zum Heil und Sieg ihres Vaterlandes, zum Verderben der feindlichen Heere, den unterirdischen Göttern ihr Leben geweiht und den Tod im dichtesten Schlachtengetümmel gesucht und gefunden. Wenn von dem Schweizer Arnold von Winkelried berichtet wird, dass er von gleicher Vaterlandsliebe getrieben zur Rettung seiner Landsleute gleiche Heldenthat vollbracht hat, wer wird so thöricht sein, diese letztere Selbstaufopferung eine Nachahmung oder Übertragung der Decischen zu nennen? Es wird erzählt, dass die karthagischen Frauen bei der Belagerung ihrer Vaterstadt durch die Römer unter Scipio ihr Haupthaar zur Verfertigung von Seilen und Schleudermaschinen bereitwillig geliefert haben. Es ist sicher keine Übertragung, wenn ganz Gleiches auch von den Frauen in Byzanz und in Aquileja berichtet wird, als diese Städte von den Kaisern Septimius Severus und Maximinus belagert wurden. Niemand wird so unsinnig sein, den durchaus historischen, zweiten byzantinischen Bilderstreit in Zweifel zu ziehen, obgleich er dem ersten im ganzen Verlaufe und im Ausgange vollkommen gleicht.

Solche Erzählungen aber, die zwar nicht nur im Allgemeinen, sondern auch in den Einzelheiten

sich gleichen, jedoch mit Personen, Verhältnissen und Zeiten zusammengestellt sich finden, die entweder nicht passen oder gar im grellen Widerspruch mit einander stehen, — solche Erzählungen werden bei näherer Prüfung sich meist als Übertragungen oder Wandersagen herausstellen, denen nicht selten ein geschichtlicher Grundtypus selbst abgeht. Manchmal beruht die Entstehung einer derartigen Wandersage auf einem bei verschiedenen Völkern vorkommenden gleichen Sprichwort, wie z. B. die Sage in Betreff des Apfelschusses vom Kopf des Kindes durch einen geschickten Schützen schon Jahrhunderte vor dem angeblichen Vorfall in der Schweiz, der mit dem Namen des Wilhelm Tell in Verbindung gesetzt wird, in einigen nordischen Ländern in Umlauf war, überall aber nur als dichterische Erzählung, nicht als eigentliche Geschichte.

Die Hellenen haben mit einer gewissen Vorliebe ihre Typen meist aus dem mythischen und heroischen Zeitalter genommen, weniger aus dem schon historischen. Da wir aber von den mythischen und heroischen Figuren zu handeln nicht die Absicht haben, sondern uns nur auf die eigentlichen historischen Typen beschränken, so können wir nicht in sehr frühe Jahrhunderte hinaufsteigen.

Von den barbarischen Königen des Orients, deren Geschichte in den schon historischen Zeiten zur genauern Kunde der Griechen gelangte, waren der Assyrier Sardanapal, der Perser Cyrus und der Lydier Krösus Herrschergestalten, die zu ganz eigenthümlichen Figuren ausgeprägt wurden. Was der Grieche unter einem schwelgerischen und verweichlichten asiatischen Despoten sich dachte, gestaltete sich unter dem Bilde des weibischen Sardanapal, dem man die echt epikuräische Lebensmaxime beilegte: „Esse, trinke, scherze und kümmere dich um nichts.“ Aristoteles in der Politik bemerkt ganz richtig, wenn auch nicht alles, was diesem assyrischen König beigelegt werde, vollkommen wahr sei, so habe es doch im Allgemeinen Geltung hinsichtlich des Charakters und der Regierungsweise gewisser asiatischer Herrscher, von denen Sardanapal als Typus aufgefasst werden kann.

Einen ganz entgegengesetzten Charakter eines asiatischen Herrschers lieferte den Griechen das Bild des Perserkönigs Cyrus. War Sardanapal der Typus des verweichlichten Despoten, der mit dem Untergange seines Reiches sich zusammengestellt fand, so war Cyrus der kräftige Gründer einer über zwei Jahrhunderte bestehenden grossen Weltherrschaft. Der Geschichtschreiber Xenophon steigerte in seinem Buche, das den Titel

Cyropädie führt, den Typus dieses berühmten Perserkönigs zu einem Ideal. Indem er nur da, wo es seine Tendenz zuliess, der Geschichte treu blieb, änderte er alles Andere willkürlich, um ein vollendetes Musterbild eines trefflichen Monarchen und einer guten monarchischen Regierung den Hellenen vor Augen zu führen. Daher kommt es, dass der idealisirte Cyrus des Xenophon wenig mit dem geschichtlichen des Herodot und Ktesias übereinstimmt.

Eine nicht weniger ausdrucksvolle Figur als Sardanapal und Cyrus, aber wieder in anderer Richtung hin, ist der lydische König Krösus. Aus dem Überflusse des Reichthums, aus der Fülle der Macht und von der Höhe des Glückes stürzte der Übermüthige, von schweren Schicksalsschlägen als Familienvater und Herrscher getroffen, und vom siegreichen Feind einem martervollen Tode bestimmt, zum grenzenlosen Leid und Jammer herab und gab den nachfolgenden Geschlechtern die ernste Lehre, dass niemand vor seinem Ende glücklich zu preisen sei. Wie der Dichter Dante bei den Eingängen der einzelnen Abtheilungen seiner göttlichen Komödie symbolische Gestalten vorausgestellt hat, zur Andeutung des zunächst Kommenden, so hat in ähnlicher Weise Herodot den Krösus als eine derartige Figur gleich beim

Anfange seines Geschichtswerkes vorgeführt. In ihm ist der Fall des stolzen persischen Königs und die Niederlage seiner Millionen in den Kämpfen gegen die, wegen ihrer geringen Zahl und Macht, verachteten Griechen angedeutet. Die Weltanschauung des jonischen Geschichtschreibers, die in Krösus ihren Ausdruck fand, war: „Den Übermuth der Sterblichen strafen die Götter; sie erniedrigen den Hohen und Stolzen; sie erheben den Schwachen und den, der bescheiden den Göttern vertraut". Um die Gegensätze des asiatischen Übermuthes und des bescheidenen Hellenenthums lebendiger und dramatischer in seinem Werke vor Augen zu führen, liess Herodot den Solon mit Krösus in persönlicher Unterredung zusammenkommen, aber zu einer Zeit und unter Umständen, welche eben darthun, dass diese Zusammenkunft nicht stattgefunden haben kann.

Solon, der atheniensische Gesetzgeber und der berühmteste der sieben Weisen Griechenlands, war ebenfalls ein Typus, aber nicht ein einfacher, sondern ein collectiver. Er war der Ausdruck eines praktischen Weltweisen, eines staatsordnenden Gesetzgebers, eines musterhaften Bürgers, eines kosmopolitischen Wanderphilosophen.

Die sieben Weisen überhaupt waren den Griechen Träger des ethischen, politischen und

gesellschaftlichen Wissens der Zeit, worin jene lebten. Man vereinigte sie zu einem Kreis und liess sie mit einander verkehren und um den Vorrang in der Weisheit ringen. Die gnomischen Sprüche, worin die älteren griechischen Philosophen ihre Erfahrungen und Lebensansichten mit prägnanter Kürze niedergelegt hatten, wurden grossentheils dem Solon zugesprochen, obschon gar manche derselben von anderen Weisen herrühren. Ebenso wurden viele der älteren atheniensischen Gesetze und Staatseinrichtungen, die von Klisthenes und anderen, späteren Staatsmännern gegeben wurden, oft unrichtig s o l o n i s c h e genannt. Durch den ungenauen Gebrauch der Redner geschah es, dass, wie der neueste kritische Geschichtschreiber Griechenlands, Grote, nachgewiesen hat, der Name des Solon mit dem ganzen politischen und judiciellen Zustand, wie er in Athen zur Zeit zwischen Perikles und Demosthenes bestand, in Verbindung gebracht worden ist. Als nach dem peloponnesischen Krieg Thrasybulus die solonische Verfassung und Gesetzgebung wieder herstellen wollte, konnte man zu ihrer genauen Ermittelung nicht mehr gelangen.

Wie Solon Ägypten besucht und seine ungewöhnlichen Kenntnisse zum Theil dem Verkehre mit den ägyptischen Priestern verdankt haben soll,

so nahm man an, dass auch andere philosophische Celebritäten der Griechen nach dem Nilland sich begeben und dort an der Quelle der Weisheit ihre Wissenschaft geschöpft oder sie doch wenigstens erweitert hätten; dieses wird nicht nur von Pythagoras, sondern auch von Thales, Anaxagoras und Plato gemeldet, welche letztere aber wahrscheinlich Ägypten nie betreten haben.

Wie man Solon mit auswärtigen Fürsten zusammenkommen lässt, ihnen seine Weisheit darlegend; wie man ihn mit den berühmtesten Weisen seiner Zeit vielfach in Verkehr bringt, so hat man auch den Pythagoras, ebenfalls einen Gesetzgeber und kosmopolitischen Wanderphilosophen, in verschiedenen Ländern des Orients und Occidents auftreten lassen und ihn nicht nur mit den berühmten Weisen und namhaften Fürsten seiner Zeit in Verbindung gebracht, sondern ihn auch mit Personen, die einige Generationen, ja Jahrhunderte früher lebten, zusammengestellt. Nicht blos von Solon, sondern auch von Pythagoras wird erzählt, dass er mit Epimenides von Kreta verkehrt habe. Wie der Scythe Anacharsis zu Solon nach Athen gekommen sein soll, um dort von den atheniensischen Weltweisen Belehrung zu empfangen, so lässt man den alten prophetischen Weisen der Geten, den Zamolxis, nach Samos in's Haus

des Pythagoras kommen, wo er die Lehre von der Wanderung der Seele und ihrer Unsterblichkeit erfuhr und sie dann seinen Landsleuten mittheilte. Selbst mit dem gesetzgebenden römischen König Numa, der nach der gewöhnlichen Angabe der Chronologie zweihundert Jahre früher gelebt hat, wird Pythagoras in Verbindung gebracht. Offenbar wollte die Sage, dass Numa ein Schüler des Pythagoras gewesen und mit ihm im innigen persönlichen Verkehre gestanden habe, nichts anders andeuten als die geistige Verwandtschaft und gleiche Richtung zweier Männer, die als Gesetzgeber nach denselben Grundsätzen gewirkt haben.

Betrachten wir nach den wenigen angeführten Beispielen historischer Typen bei den Griechen solche, die bei den Römern vorkommen, so wird uns nicht entgehen, dass letztere von den ersteren in ihrem Wesen sich auffallend unterscheiden. Die griechischen Typen sind in der Regel mehr ideeller Art, sie sind zusammengesetzter und künstlicher angelegt. Die römischen dagegen tragen ganz den Charakter des Volkes, sie sind einfach, ziemlich streng dem Leben und den Sitten angepasst und haben meist die Bedeutung eines besonderen moralischen Zweckes oder geben den symbolischen Ausdruck für eine wichtige Staatsentwickelung. Nur bei den Typen,

wo Einfluss griechischer Schriftsteller waltete, ist das ausgebildetere griechische Gepräge nicht zu verkennen, wie bei der Figur von dem Könige Tarquinius Superbus.

Die Hauptmomente in der Überlieferung von dem zweiten Tarquinius sind unbestreitbar historisch: seine gewaltsame Thronbesteigung mit Hilfe einer Fraction der Patricier, seine kräftige und glänzende, aber despotische Regierung, sein Sturz durch eine patricische Verschwörung sind nicht zu bezweifeln. Der patricische Hass aber hat aus diesem Könige ein Ungeheuer geschaffen; sein Bild wurde entstellt und übertrieben in's Schwarze gezeichnet. Es lag im Interesse der römischen Aristokratie, den letzten König als ein Scheusal, als ein Schreckbild hinzustellen, um desto wirksamer die Rückkehr zur monarchischen Regierungsform unmöglich zu machen. Wenn auch die despotische Regierungsweise des Tarquinius nicht bezweifelt werden kann, so sind doch die meisten Einzelheiten, die von seiner Grausamkeit erzählt werden, grossentheils Erfindungen der Schriftsteller, um in dem letzten römischen König den allgemeinen Typus eines Tyrannen aufzustellen. Vieles was von griechischen Tyrannen erzählt wird, findet sich auf Tarquinius Superbus übertragen, obschon der römische König nicht mit den

griechischen Tyrannen, die sich in Freistaaten widerrechtlich die Herrschaft angemasst haben, trotz seiner Gewaltthaten auf eine Linie gestellt werden konnte. Wie die griechischen Tyrannen ist er klug, unternehmend, pracht- und kunstliebend; er errichtet grossartige Bauwerke, ebensowohl zur Befriedigung seiner Eitelkeit wie auch um dem grossen Haufen Beschäftigung zu geben; er führt eine Reihe von Kriegen, um von inneren Bewegungen und Verschwörungen abzulenken; er schliesst Verbindungen mit auswärtigen Fürsten und Staaten, um sich in der Zeit der Gefahr eine Hülfe und einen Rückhalt zu sichern; er verfolgt und tödtet besonders die Reichen und Vornehmen; er hält sich eine Leibwache, er erfindet neue Marterwerkzeuge und hat seine Freude und Lust an den Qualen der zu Tode Gefolterten. Es sind das lauter Züge, wie sie Plato in der Republik, Aristoteles in der Politik, Dionysius von Halikarnass in seiner Geschichte überhaupt als charakteristische Kennzeichen eines Tyrannen angeben. — Der Bericht, wie Tarquinius durch seinen Sohn Sextus in Besitz der Stadt Gabii gelangte, ist aus zwei Erzählungen des Herodot entnommen; in der einen nämlich wird die List des Zopyrus, durch Selbstverstümmlung dem Darius die Einnahme Babylons zu ermöglichen, wiederholt: in der

andern, die in etwas veränderter Gestalt auch bei Aristoteles und Dionysius vorkommt, findet sich der Rath, welchen der Tyrann Thrasybulus von Milet in symbolischer Weise dem korinthischen Tyrannen Periander ertheilt, den Grossen der Stadt die Köpfe abzuschlagen, wieder vorgebracht.

Eine ganz eigenthümliche Figur in der römischen Geschichte ist L. Junius Brutus, der erste Consul, der den Tyrannen Tarquinius vertrieben und die Republik gegründet hat. Er ist der Prototypus eines Vorkämpfers für die römische Freiheit. Seine Verwandtschaft mit Tarquinius, sein hoher Rang als Stellvertreter des Königs, die Verfolgungen und Erniedrigungen, die er von dem Despoten erlitten, vor Allem aber sein vorgeblicher Blödsinn, seine Armuth und seine reichen Gaben, die er dem delphischen Apollo überbringt, sind eine Reihe von Widersprüchen, die eben zeigen, dass man es hier nicht mit geschichtlichen Thatsachen, sondern mit figürlichen Andeutungen zu thun hat. Des Brutus Blödsinn mag ein etymologischer Mythus sein. Lautete ja auch der Orakelspruch: des Tarquinius Herrschaft werde zu Ende gehen, wenn ein Thier — ein unvernünftiges Wesen — (ein Brutus) mit Menschenstimme spreche. Die von dem Tyrannen niedergedrückten, wie Sclaven und Lastthiere behandelten Patricier, worunter auch

mit dem Königshause verwandte Familien, entäussern sich absichtlich der freien Menschenwürde; wie Stumpfsinnige nehmen sie scheinbar geduldig das schwere Sclavenjoch auf sich, um Mittel zu finden, es für immer abzuschütteln. Wie in den Niederlanden, in der Zeit Philipp's II., die Geusen den Spaniern gegenüber einen Spottnamen als eine ehrende Parteibenennung sich beilegten, so machten es auch die Römer. Es erhebt sich das unterjochte gleich dem unvernünftigen Vieh behandelte Volk gegen die Tyrannei und Brutus ist der Ausdruck, die Personification für diese Thatsache. Er ist der Vater der freigewordenen Römer, von denen aber ein Theil den vertriebenen König wieder zurückrufen will. Brutus verleugnet die väterlichen Gefühle; er verurtheilt die abgefallenen Söhne zum Tod. Aber er selbst opfert sein eigenes Leben für das Vaterland. Er fällt in der Schlacht im Einzelkampf gegen seinen Vetter, den Tarquinier Aruns, der ebenfalls bleibt. Wie die feindlichen Brüder Eteokles und Polynices sich gegenseitig durchbohren und das thebanische Reich zerrütten, so zerfleischen sich die verwandten patricischen Geschlechter, die vertriebenen und in der Stadt zurückgebliebenen, im erbitterten Kampf und bringen den römischen Staat an den Rand des Verderbens. Die Figur

des Brutus lebt später wieder auf, als der Ständekampf zwischen den Patriciern und Plebejern entbrennt. Indem letztere sich von den ersteren trennen und aus Rom ziehen, stellt sich an die Spitze der mit Sclaverei bedrohten Plebejer wieder ein Junius Brutus. Dieser wird mit der Einrichtung des Volkstribunats in Verbindung gesetzt, das den Plebejern zur Selbstständigkeit und endlich zur Gleichstellung mit den Patriciern verhilft.

Merkwürdig ist, wie die Figur des Coriolanus verschiedene Auffassungen erhalten hat. Coriolanus, jener stolze Patricier, der den Plebejern die gewonnenen Rechte und das Tribunat wieder entreissen wollte und desshalb in den Tribus von dem Volke verurtheilt, in die Verbannung gestossen wurde, führte, wie die Sage meldet, Roms erbitterte Feinde, die Volsker, gegen seine Vaterstadt, die er erobert hätte, würde nicht die Bitte seiner Mutter sein Herz gerührt und die kindliche Pietät über alle anderen Rücksichten den Sieg davongetragen haben. Rom war gerettet, Coriolanus aber hatte sich selbst zu Grunde gerichtet und endete fern vom Vaterlande in tragischer Weise. — Diese Geschichte gehört zu den Erzählungen, die durch ihren sagenhaften Charakter und durch die Unsicherheit der Zeit, wann sie vorgefallen, schon zu der Vermuthung berechtigen, dass sie lange vor

ihrer schriftlichen Aufzeichnung im Volksmunde im Umlauf gewesen und später erst in die Geschichte eingereiht wurden, aber keineswegs am passenden Platze, woraus die mancherlei damit in Verbindung stehenden Widersprüche sich erklären. Mag die Geschichte des Coriolanus auch in einzelnen Umständen nicht wahr sein, so gibt sie doch im Ganzen ein zuverlässiges Zeugniss von den charakteristischen Zügen des patriotischen Sinnes des römischen Volkes. Der kritische Niebuhr stellt die Behauptung auf, Lieder hätten der Erzählung von Coriolanus zu Grunde gelegen und seine Lebenszeit müsse ein Menschenalter später als die gewöhnliche Überlieferung bestimmt, gesetzt werden. Wurde Coriolanus verurtheilt, den zwischen den Patriciern und Plebejern errichteten Vertrag gebrochen zu haben, so verlor nicht allein er alle Rechte eines römischen Bürgers, und wenn er in Rom verblieb, wurde er als Knecht am Tempel der Ceres verkauft, sondern die Strafe traf auch unnachsichtlich mit die ganze Familie. Begab sich aber der Familienvater, um dem Härtesten zu entgehen, in die Verbannung, so mussten ihm seine Angehörigen, Frau, Kinder und die gattenlose Mutter in's Elend folgen, wollten sie nicht der Knechtschaft verfallen. — Wir können der Auffassung Mommsen's, des neuesten Geschichtschrei-

bers Roms, nicht beistimmen, wenn er in seiner originellen Weise sich dahin äussert: „Im Begriff, seine Vaterstadt für den Landesfeind zu erobern, habe das ernste Wort der Mutter Coriolan's Gewissen gerührt und also sei der erste Verrath durch einen zweiten gesühnt worden und beide durch den Tod.“ Wie viel daran wahr sei, meint Mommsen, lasse sich nicht entscheiden. „Aber, fährt er fort, „die Erzählung, aus der die naive Impertinenz der römischen Annalisten eine vaterländische Glorie gemacht hat, öffnet den Einblick in die tiefe, sittliche und politische Schändlichkeit dieser ständischen Kämpfe.“

Die Sache mag sich doch wohl anders verhalten. Coriolanus ist offenbar eine Figur auf patricischer Seite aus der Zeit des erbitterten Kampfes zwischen den Patriciern und Plebejern. Während der Streitigkeiten zeigten sich beide Stände gleich fest und kräftig, gleich gross und patriotisch. Die Patricier waren im Besitze der Gewalt, sie standen in vielfacher Verbindung mit den benachbarten Völkerschaften. Es lag in ihrer Hand, die widerspenstigen Plebejer sich vollständig zu unterwerfen. Manche Patricier mögen gesonnen gewesen sein es zu thun, ohne Rücksicht zu nehmen auf die Gefahren, die dann dem Gemeinwesen drohten; es rührten diese weder die

Vorstellungen der Magistrate, noch die Bedenken der Priester. Aber im Ganzen besass der Patricierstand, der in Coriolanus personificirt ist, doch so viel Liebe zu seiner Mutterstadt Rom, dass er aus Pietät zu ihr jedes Opfer, selbst des Standesvortheiles und des Vorranges brachte, den Kampf nicht bis zur Vernichtung Roms zu führen. Dieses ist bildlich ausgedrückt, wenn erzählt wird: der Patricier Coriolanus, im Begriff Rom für dessen Feinde zu erobern, hat sich aus Pietät für seine Mutter, d. i. Vaterstadt, bestimmen lassen, den Kampf aufzugeben und tragisch zu enden.

Griechische Schriftsteller haben versucht, Elemente von dem Leben und dem Schicksale des verbannten Themistokles in Coriolans Geschichte hineinzutragen; wie ungeschickt dieses gewesen, liegt nahe und bedarf keiner besondern Darlegung.

Auch bei einem andern Typus gibt die chronologische Unsicherheit einen Fingerzeig, dass die damit verknüpfte Erzählung erst später aufgeschrieben worden ist, nachdem sie lange von Mund zu Mund in Volksliedern im Umlauf gewesen. Es ist das Musterbild der römischen Tapferkeit und Selbstaufopferung zum Heil des Staates, das die Römer in M a r c u s C u r t i u s aufstellten. Eine uralte Sage, aus der Zeit des Romulus, von einem tapfern Sabiner Mettus Curtius, der beim

Kampf in den Sumpf zwischen dem palatinischen und quirinalischen Hügel gerieth, soll dem Lacus Curtius auf dem römischen Forum den Namen gegeben haben. Diese Erzählung bildete die Grundlage zu der späteren Dichtung von dem Römer M. Curtius, der sich auf seinem Streitross in den auf dem Forum entstandenen Erdschlund stürzt und ihn dadurch schliesst. Schwegler in seiner römischen Geschichte behauptet zwar, letztere Sage sei die Grundlage. Der Volksglaube in Rom sei gewesen, bei dem Lacus Curtius habe sich ein Erdschlund befunden, in dem sich einst, um ihn zu schliessen, ein tapferer Jüngling M. Curtius gestürzt. Dieses Wunder wäre einer aufgeklärteren Zeit nicht mehr glaublich vorgekommen, und daher sei jene Sage von dem Mettus Curtius, die offenbar eine rationalistische Umbildung jener Wundersage sei, entstanden. — Die Aufopferung des M. Curtius hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der der Decier; sie unterscheidet sich aber von der letzteren wesentlich darin, dass sie nicht in der höchsten Schlachtennoth zur Rettung des römischen Heeres und zum Untergange der Feinde gemacht wird, sondern um einem sibyllinischen Rathspruche die richtige Auslegung zu geben. Bei den griechischen Schriftstellern Dionysius und Cassius Dio findet sich die Figur des M. Curtius

richtiger dargestellt als bei Livius. M. Curtius zeigte nach jenen beiden Schriftstellern den Römern, dass das Werthvollste, was der Göttin Erde und den unterirdischen Göttern geweiht werden könnte, der mit Vernunft begabte Mensch sei. Zu einem freiwilligen Opfertod dieser Art gehöre der männliche Muth. Die Erde werde für ein solches bereitwilliges Opfer ihre besten Gaben, d. i. tugendhafte, tapfere Männer spenden, die vor keinem auch noch so furchtbaren Tode erschrecken. Mit dem Hinabstürzen des Curtius in den Erdschlund schliesst sich die Kluft; die bösen Geister sind gebannt, die Erde gibt nur wohlthätige Gaben zurück; Curtius wird ein Heros, dem man einen Altar errichtet; er wird als Herold der unterirdischen Götter verehrt, der in den Schlachten den Römern ein unsichtbarer Mitkämpfer ist.

Unter den Musterbildern römischer Mässigkeit und Arbeitsamkeit, vereint mit Kriegserfahrung und hoher Stellung im Staate, begegnen wir den Figuren eines Quinctius Cincinnatus und eines Attilius Regulus; beide nicht nur als Feldherrn und höchste Magistrate, sondern auch durch den Glorienschein der Armuth berühmt. Mit Recht sind schon mehrere neuere kritische Geschichtschreiber der gewöhnlichen wörtlichen Auffassung der Überlieferung von der Dürftigkeit der beiden

genannten römischen Staatsmänner, die nahezu an eigentliche Armuth grenzt, entgegen getreten. Wenn auch nicht zu leugnen ist, dass in den älteren Zeiten der Republik angesehene Römer ihre Feldwirthschaft selbst betrieben und der geachtete römische Bürger des Mittelstandes in der Regel Bauer war, so änderte sich dieses doch im Laufe der Zeit. Schon vor dem ersten punischen Kriege waren die Römer, welche die hohen Staatsämter bekleidet hatten, und ihre Nachkommen, die als Nobiles ausgezeichnet wurden, meist grosse Grundbesitzer; auch gelangten nicht leicht andere Männer als nur solche, die den höheren Steuerclassen angehörten, zum Consulate. Leute von so geringem Besitz oder Vermögen, dass sie selbst ihren Acker bestellen mussten, oder sich nur einen oder einige wenige Sclaven halten konnten, waren nicht im Stande, den Pflichten einer römischen Magistratur, die den ganzen Mann in Anspruch nahm, zu genügen. Wenn auf einen Consul selbst noch in dem Jahrhundert der punischen Kriege die Einfalt der Urzeit übertragen wird, so macht man durch diese Übertreibung alles, was damit in Verbindung steht, verdächtig. Die römischen Geschichtschreiber haben das Ungereimte der Sache wohl gefühlt; sie nahmen daher bei dem Patricier Cincinnatus, dessen Leben allerdings in's erste Jahrhundert der

Republik fällt, eine plötzlich eingetretene Verarmung an, weil er denen, die sich für seinen Sohn Cäso Quinctius verbürgt hatten, die durch dessen Flucht verlorene Summe von dreissigtausend Asses habe ersetzen müssen. Allein mit Recht kann dagegen eingewendet werden, dass diese Annahme nicht zulässig sei, da ein Mann aus einem so angesehenen Geschlechte, wie Cincinnatus einem angehörte, nicht Vortheile entbehren konnte, die dem Geringsten seines Standes zukamen. Bekanntlich mussten in einem solchen Falle der Verarmung eines Patriciers die Gentilen, die Clienten und Freigelassenen ihrem Genossen und Patron hülfreich beispringen; sie durften ihn nicht in dem Masse verarmen lassen, dass er, wie die Überlieferung angibt, in einer abgelegenen Hütte jenseits der Tiber mit seinem Weibe in Dürftigkeit lebte und daselbst seinen kleinen Besitz halbnackt bebaute. Die Erzählung, wie dann der arme Consular vom Pfluge weg durch den Senat zur Dictatur berufen wurde, um ein von den Feinden eingeschlossenes römisches Heer zu retten, und wie er dieses Werk vollbrachte, trägt im ganzen Zusammenhange unverkennbar das Gepräge der Dichtung. — Es ist schon von Perizonius bemerkt worden, dass die Geschichte von dem Dictator, der hinter dem Pflug geholt worden, nicht allein von Cincinnatus erzählt wird, sondern

auch von Attilius Serranus, und dass wohl der Beiname des Letzteren Veranlassung gegeben hat, den Dictator mit der ländlichen Beschäftigung in Verbindung zu bringen.

Noch auffallender als die Erzählung von der Armuth des Cincinnatus ist die Überlieferung von den dürftigen Vermögensumständen des Consuls Attilius Regulus, des berühmten siegreichen Feldherrn im ersten punischen Kriege, der zuletzt so unglücklich endigte. Seine Armuth wird nicht einmal zu erklären gesucht. Man erzählt, dass Regulus nach seinen Siegen über die Karthager in Afrika den Senat um seine Zurückberufung gebeten habe, weil während seiner längeren Abwesenheit von Hause sein kleines Gütchen durch das Davonlaufen des Knechtes in Missstand gerathen sei und seine Familie seiner Hände Arbeit nicht weiter entbehren könnte, sollte sie nicht in Noth gerathen. Der Senat willfahrte zwar nicht der Bitte des armen Consuls, aber er beschloss von Staats wegen für die Betreibung der kleinen Wirthschaft des Regulus zu sorgen und dessen Familie gegen Noth sicher zu stellen. Mit der Angabe, dass Regulus auf seine Zurückberufung gedrungen habe, steht die Darstellung des gewichtigsten Gewährsmannes für diese Zeit, des Polybius, im Widerspruche: er erzählt nichts von der

Armuth des Consuls, berichtet aber ausdrücklich, Regulus habe das Heer in Afrika nicht verlassen wollen, damit ihm die Ehre, den Krieg glücklich zu Ende zu führen, nicht entginge.

Von den ausmalenden Geschichtschreibern und den tendentiösen Rednern, die des Regulus einfache und mässige Lebensweise in Armuth umgeändert haben, rührt auch die Entstehung des Typus des Fabricius her, dessen Name noch in den letzten Jahrhunderten der Republik sprichwörtlich einen patriotischen, ehrlichen und unbestechlichen Charakter bezeichnete. Während des jugurthinischen Krieges, wo es in Rom kaum noch einen Magistrat und einen Feldherrn gab, der sich nicht bestechen liess, geizte der redliche Metellus Numidicus nach der Ehre ein Fabricius genannt zu werden. Griechische und römische Schriftsteller haben mit einander gewetteifert, Erzählungen zu liefern von den vergeblichen Versuchen des Königs Pyrrhus, den unbestechlichen Sinn des Fabricius durch die glänzendsten Anerbietungen zu erschüttern. Spätere, zu denen auch der Anekdoten liebende Plutarch gehört, gehen noch weiter, und zwar in anderer Richtung, indem sie die Unerschütterlichkeit des patriotischen Römers gegen alle Einschüchterungen darlegen. Die Anekdote, wie Pyrrhus den Fabricius durch einen Elephanten

zu schrecken gesucht, ist eine schlecht erfundene, des epirotischen Königs ganz unwürdige Erzählung.

Die römischen Frauen traten in den politischen wie bürgerlichen Angelegenheiten wenig in die Öffentlichkeit; ihre Stellung in der Familie selbst war eine untergeordnete: sie standen wie der Sohn und die Tochter in der Gewalt des Familienvaters, ihres Eheherrn. Ungeachtet der passiven Stellung des weiblichen Geschlechts in Rom und seiner Ausschliessung von der Theilnahme an den Staatsangelegenheiten bildet die römische Matrone doch einen höchst merkwürdigen Factor für die Entwicklung der römischen Verfassungsgeschichte. Wenn alles vorbereitet, wenn alles reif ist zu den gewaltsamen Staatsumwälzungen, gibt sie anregend oder doch wenigstens veranlassend den Impuls zur Katastrophe. Es tritt uns hier zuerst entgegen die herrschsüchtige und frevelhafte Tullia, die ihren Gemahl, den Tarquinius, zum Sturz des Königs Servius Tullius antreibt, und über der Leiche des erschlagenen Vaters bahnt sie ihrem tyrannischen Gemahl den Weg auf den Thron.

Dann sehen wir Lucretia, die tugendsame Gattin des Collatinus, die nach ihrer Entehrung durch den tarquinischen Prinzen Sextus die Führer der Verschwörung gegen den verhassten

Tarquinius um sich versammelt, und durch ihr Beispiel, den Tod vorzuziehen der Schande, zum thatkräftigen Handeln antreibt und so zur Abschaffung des Königthums den Anstoss gibt. Auch Virginia, die fast noch kindliche Tochter des Kriegsmannes Virginius, welche von ihrem eigenen Vater ermordet werden muss, um sie den Lüsten des gewaltthätigen Appius Claudius zu entreissen, veranlasst durch ihren Opfertod den Sturz des Decemvirats. Endlich ist gleichfalls eine solche Katastrophenfigur die Fabia, die Tochter des Patriciers Fabius Ambustus, die aus gekränkter Eitelkeit, weil ihr plebejischer Gemahl Licinius Stolo nicht Consul werden kann, im Siechthum sich fast zu Tode härmt und erst Genesung und Befriedigung findet, als Vater und Gatte sich vereinen, den hartnäckigen Ständekampf dadurch auszugleichen, dass den Plebejern auch das Consulat zugänglich gemacht wird.

Diese sämmtlichen römischen Frauen sind mit den Begebenheiten, die ihnen die Überlieferung zuschreibt, nicht als vollständig historisch aufzufassen; sie sind vielmehr Reflexionen, Abstractionen und Ideen, die an gewisse Personen, die existirt haben können, angeknüpft worden sind; sie finden ihre Erklärung darin, dass man den inneren Zusammenhang verborgener Triebfedern an

gewissen äusserlichen Erscheinungen nachzuweisen gesucht hat. Dass hier nicht überall wirkliche Geschichte vorliegt, lässt sich schon aus den vielfachen Widersprüchen entnehmen, die bei diesen typischen Bildern an den Tag treten.

Zum Schlusse sei es erlaubt, noch eine allgemeine Bemerkung beizufügen über die historischen Typen überhaupt, welchen umfangreichen Gegenstand in einem engbegrenzten Vortrag vollständig zu besprechen auch nicht entfernt der Versuch gemacht werden konnte. Die nächste Absicht war, auf die Bedeutung von nur einigen derartigen Figuren hinzuweisen. Die historischen Typen sind allerdings eine von den Ursachen der mancherlei Irrthümer und Entstellungen, die sich in die Geschichte eingeschlichen haben; aber es ist nicht zu übersehen, dass sie uns dafür hinwieder über die nationellen Lebensanschauungen und die inneren Völkerzustände, namentlich in den älteren, an eigentlichen Quellen ärmeren Zeiten, höchst wichtige Aufschlüsse geben. Was wir durch die Typen bei den Specialitäten an Wahrheit verlieren, wird durch die allgemeine Einsicht, die sie in das Charakteristische der Völker gewähren, reichlich ersetzt und sie haben daher auch unbestritten in dieser Beziehung einen grossen historischen Werth.
